

Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Das und warum man Sonntags, wo un irgendwie möglich eine Predigt anhören soll.

Von den religiösen Pflichten, die dem erwachsenen kath. Christen am Sonntag obliegen und von dem, was man an diesem Tage des Herrn tun soll, haben wir gehandelt.

Die Anhörung des Wortes Gottes in einer Predigt ist zwar nicht in der Weise wie die Botschaftung bei einer hl. Messe eine christliche Pflicht. Nur dann und insoweit wäre ersteres auch eine Pflicht, wenn die Predigt das einzige Mittel wäre, den nötigen religiösen Unterricht und die notwendigen Kenntnisse über das christliche Leben zu erlangen. Der hl. Johannes Chrysostomus nennt bereits den Sonntag den Tag, an dem man über die Glaubenswahrheiten und über die Pflichten des religiös-sittlichen Lebens aufzuklären sei.

Der gewöhnliche Laie hat zwar auch außer der Predigt Mittel und Wege, sich über seine Religion und seine religiösen Pflichten zu unterrichten oder unterrichten zu lassen, er sollte sich aber nicht leicht davon abhalten lassen, am Sonntag die Predigt, die für die Gemeinde gehalten wird, anzuhören. Es verrät einen guten Geist, wenn sich jemand ablehnend dagegen verhält, aus welchem Beweggrund das auch immer geschehen mag.

Der Ausreden und Einreden werden zwar von Leuten, die die Predigt meiden, mehr als einer vorgebracht. Sie sind aber alle leicht zu widerlegen. Sie rühren meist von Eitelkeit und Einbildung her, weil man meint, selbst genug zu wissen, was man zu glauben und zu tun habe, oder weil man meint, aus der Predigt nichts lernen zu können.

Selbst wenn man einen genügenden Unterricht in der Jugend empfangen hätte, wäre es nicht überflüssig, an dies oder jenes erinnert zu werden. Ferner darf man nicht vergessen, daß die Predigt sich nicht allein an den Redner wendet, sondern hauptächlich an den Zuhörer, an das Gemüt. Ferner dürfen Gedächtnis und Aufmerksamkeit nicht die Macht ihres Besitzes vergessen, das sie durch einen benütigten Besuch der Predigt geben und man soll ja auch nicht vergessen, daß an das Anhören des Wortes Gottes göttliche Gnaden anknüpfen können, gleichviel von wem dasselbe im Auftrag der Kirche und damit in letzter Linie im Auftrag des Heilandes verkündigt wird, der zu den Seinen sagte: Gehet hin und predigt das Evangelium jeder Kreatur.

Unerlässlich ist es wahrlich auch für einen Erwachsenen nicht, dem christlichen Unterricht, der sog. Christenlehre, beizuwohnen. Auch hier kommt das Beispiel, das insbesondere Eltern ihren Kindern geben und das Interesse, das sie für ihre Kinder haben sollen, in Betracht. Was es für Kinder für eine Bedeutung hat, wenn ihre Eltern für die Christenlehre Interesse zeigen, oder gar dabei zugegen sind, das weiß der Erzieher zu schätzen.

Am Schluß noch ein Wort über gute, besonders religiöse Lektüre am Sonntag. Ueberaus gut und zweckmäßig können Stunden, die am Sonntag freibleiben, zur Lesung in einem guten Buch, einer guten Zeitschrift verwendet werden. In einem guten Hause, einer gut christlichen Familie wird es an gutem Lektüre nicht fehlen. Die einzelnen Familienmitglieder haben ihre Lektüre, oder es wird der Beso-

hoff gemeinsam durch Vorlesen genossen, was sehr zu empfehlen ist. Gemeinsames Lesen ist ein Bindemittel mehr im Familienkreis und erhöht die Freude an diesem Bindemittel, das besonders der heranwachsenden Jugend zugute kommt. Der Vorlesebetreuer oder eine gut geleitete Bibliothek bieten stets Gelegenheit, das Bedürfnis nach guter Lektüre zu befriedigen. R. W.

Die Ersten Bibelforscher.

Keine der modernen Sekten hat in den letzten Jahren so vollbenutzten Grad erreicht, ist derart in die entlegensten Gemeinden eingedrungen und hat den Kampf gegen die Kirche so leidenschaftlich, unerschrocken und aufdringlich geführt wie jene Sekte, die sich mit dem stolzen Namen bezeichnet: „Internationale Vereinigung Erster Bibelforscher.“ Ungehobene Geldmittel hat diese Sekte für ihre Propagandazwecke verausgabt. Ihre Schriften sind zum Teil in Millionen Exemplaren hergestellt und werden von den Kolportieren der Sekte mit großer Raffinement vertrieben. Da die Sekte vor keinem Mittel und keinem Opfer zurücksteht, um ihre literarischen Produkte auch in unserer Gegend in jedes Haus hineinzutragen, so dürfte für viele Leser dieser Zeitung die Beantwortung der Frage „Was ist denn von den Ersten Bibelforschern zu halten?“ recht willkommen sein. Die beste Antwort gibt uns eine kurze Schilderung des Lebens und Charakters des Gründers, sowie ein Uebersicht über sein Lehrsystem.

1. Der Gründer der Ersten Bibelforscher ist Charles Taze Russell, geboren als Sohn schottischer Eltern am 16. Februar 1852 in der Fabrikstadt Pittsburg im Staate Pennsylvania. Seine Eltern fanden sich wirtschaftlich sehr gut. Sie waren von schottisch-irischer Abkunft, gehörten zur presbyterianischen Kirche und erzogen, den Grundlagen dieser Kirche entsprechend, ihren Sohn in der finsternen religiösen Ideenwelt Katoles.

Als Russell neun Jahre alt war, starb die Mutter. Der Vater ließ den Knaben im kaufmännischen Beruf ausbilden. Aber schon früh offenbarte er außerordentlich starke religiöse Interessen. Besonders neigte er zu religiösem Grübeln und Zweifel. So interessierte ihn vor allen die Frage vom „Tausendjährigen Reich Christi“, von dem der heilige Johannes im 20. Kapitel seiner „Offenbarung“ schreibt, und die Frage der Wiederverweidung und Wiederherstellung der Menschheit in jenem Zeitraum.

Im Alter von 20 Jahren bildete Russell mit einigen Gleichgesinnten einen Kreis zur Erforschung der Bibel. Diesen Kreis kann man als die Wiege der heutigen Sekte der „Ersten Bibelforscher“ ansehen. Der geistige Leiter dieses Kreises von ungehalten und unersessenen Bibelforschern war Russell. Leider fehlte dem geistig gut begabten, mit Willenskraft, Herzengüte und praktischem Sinn ausgestatteten Jüngling eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung sowohl in geschichtlicher wie philosophischer und theologischer Hinsicht. Am allerwenigsten befähigte er die für ein ernstes Bibelstudium unbedingt erforderlichen hermeneutischen und exegetischen Vorkenntnisse.

Noch größer als seine Unkenntnisse sind die Kühnheit seiner Behauptungen und die Selbstsicherheit seines Auftretens. Bisher hat in den 1900 Jahren seit Bestehen des Christentums noch kein Gelehrter und kein Heiliger die Bibel richtig verstanden. Russell ist der erste, und Gott hat ihn bezeugt, sie zu erklären. Wahrscheinlich es gehört schon eine große Unwissenheit und Redseligkeit dazu, eine solche Behauptung auch nur zu denken

und auszusprechen. Aber noch größer ist die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit jener, die die Ideen eines solchen Geistes annehmen.

Russell war lethargisch. Trotzdem Millionen durch seine Hände flossen, gebrauchte er durchschnittlich nur 11 Dollar für seine monatlichen Privatauslagen. Einen danken Pauli Kibel allerdings in dieser Hinsicht seine Ehefrau anzurechen. Im Jahre 1913 hatte er sich nach 17jähriger Ehe von seiner Frau scheiden lassen. Frau Russell klagte dann gegen ihren Mann wegen Unterhaltungsgehalt. Russell erklärte, er sei mittellos und arm. Das Gericht aber stellte fest, daß Russell, um seiner Frau kleine Unterhaltungsgehalt geben zu müssen, sein Nievermögen von 317.000 Dollar (rund 1 Mill. o. 200.000 Goldmark) der Wachturm-Bibel- und Traktat-Gesellschaft übertragen hatte, deren Präsident er selber war.

Russell war ohne Zweifel religiös. Er betete vor jeder Mahlzeit, mochte er allein sein oder in Gesellschaft, im Hotel oder auf der Eisenbahn. Aber seine Religiosität war von eigenem Art. Sie trägt den Charakter des ebenso wie ganz ungeschulten Sektenkenners, der sich einbildet, die Bibel über alles zu stellen, in Wirklichkeit aber erhebt er sich selbst mit unumschränkter Willkür über alles, auch über die Bibel, in die er seine eigenen praktischen, schwärmerischen Ideen hineinträgt. Russell, der sich gegen Schluß seines Lebens als Patriarch von über 1200 Gemeinden bezeichnet, hat nie eine kirchliche Weihe oder Anstellung bekommen, hat auch nie eine theologische oder sonstige wissenschaftliche Schulung durchgemacht. Deshalb sind seine Werke voll von Fehlern jeglicher Art.

Russells Religiosität trägt ferner den Charakter des Kaufmännischen. Dadurch zeigt sein Missionswerk eine sehr amerikanische Großzügigkeit, andererseits aber auch einen bedenklichen Weltgeist in der Arbeitsmethode.

Die Anhänger Russells nannten sich anfangs „Millennium-Tages-Anbruchskräfte“ oder auch „Russellianer“. 1912 wurde der offizielle Titel „Internationale Vereinigung Erster Bibelforscher“ eingeführt. Die Mitglieder führen diesen Titel ab mit den Anfangsbuchstaben I. B. F.

Besonderen Wert legte Russell auf das lebendige Wort. Unermüdet zog er predigend und wehend umher. 1910 kreuzte mit Russell in Palästina, Ägypten und Afrika. 1911 besuchte er sich auf einer Weltreise, durchzieht Korea, Japan, China, Indien und gelangt abwärts nach Palästina. Im Jahre 1914 besuchte Russell auch Deutschland und hielt in verschiedenen Städten Vorträge. Auf diesen Reisen hielt er nach Angabe seiner Anhänger insgesamt 30.000 Predigten und 10.000 Gespräche, von denen viele 2 1/2 Stunden währten. (Schriftstudien VII, 70.)

Am 29. Oktober 1916 sprach er in Los Angeles in Südkalifornien. Dann bestieg er den Santa-Fé-Zug, um nach Kansas-City zu reisen. Unterdessen arbeitete er an der Predigt, die er dort nach seiner Ankunft in der Versammlung halten wollte. Da er die den unermüdeten tätigen Mann umringen seiner Berufsarbeit der Tod im Eisenbahnwagen am 31. Oktober 1916.

Nachfolger Russells als Leiter der „Internationalen Vereinigung Erster Bibelforscher“ wurde der amerikanische Rechtsanwält J. F. Rutherford, der unbestimmterweise sich als Richter Rutherford bezeichnet.

Eine Spaltung unter den Ersten Bibelforschern trat in Amerika schon 1920 ein. Die Diktatur Rutherford war diesen untragbar geworden. Auch in Deutschland suchte dieser neue Ableger der Bibelforschersekte unter dem Namen „Die Wahr-

Für unsere Kleinen.

Aus Deutsch-Ostafrika.

„Unvergessen bleiben jedem Deutschen die Erinnerung an seine einstigen, blühenden Kolonien, unverjährbar sei der Anspruch auf das geraubte afrikanische Land, und unverwundbar mag der Lorbeer grünen, den sich deutsche Soldaten auf heißem afrikanischem Boden erworben.“ E. Keller.

Am 18. Tag, seit wir Neapel verlassen, ist Dar-es-Salam, die Hauptstadt unserer einstigen Kolonie, erreicht, und die Zentralbahn geleitet uns nach Innerafrika. Durch dichten Busch und wenig bewohnte Gegenden fährt der Zug gen Tabora. Es ist der bedeutendste Punkt der Landschaft Unyamweesi auf der innerafrikanischen Hochebene. 1200 Meter hoch und von der Küste etwa 1000 Kilometer entfernt. Teilweise gebirgig, zeigt Unyamweesi bedaute und unbedaute Strecken, weite Flächen, öde Steppen und endlosen, niederen Wald, das sogenannte Porri. Von Mai bis November fällt spärlich Regen; der steinharte ausgetrocknete Boden hat Risse und Furchen. Verwelkt ist Baum und Strauch. Küstlich-rot dehnt sich die Steppe, darüber flümmelt die heiße Luft. Es verändert die Regenzeit das Land. Es prangt und wuchert in Epiphytten Grün, und Wasserläufe sperren den Weg. Wohl dankt dem Unkundigen, der während der Trockenzeit die Gegend betrachtet, die Landschaft jämlich wertlos. Dem ist nicht so, was die osten Steppensiedlungen der Eingeborenen beweisen. Die Wanjamweesi, ein stämmiges Volk, das deutscher Einfluss gefördert, sind gute Viehhüter und Ackerbauern. Leicht finden sie ihren Unterhalt, wo irgendwo Brunnen Grundwasser erschlossen oder Vertiefungen größerer Wassermengen bergen. Regeturgeteide und andere Lebensmittel werden genügend erzeugt. Hauptächlich um Tabora ist das Land gründlich bebaut. Zwischen Tabora und dem Viktoriasee jedoch liegt eine gefährliche Durststrecke, die die Na-

wanen zur wasserarmen Trockenzeit mit besonderer Eile durchqueren.

Mannigfaltig ist die Tierwelt. Das wilde Vieh ist der Aufenthalt zahlreicher Antilopen, Gazellen, Zebras und Giraffen. Letztere trifft man zu gewissen Monaten scharenweise im großen Walde bei Tabora und Kilimatsche. Raubtiere zeigen sich überall; Schakale und Leoparden, Hyänen und Löwen. Hin und wieder besucht auch der Löwe die Stadt. Den Menschen gefährlich aber werden meist alte Tiere, die sich zum Wirtfang nicht mehr eignen; junge Löwen keltener, nur dann, wenn sie ein Junger Menschen erlegen lehrte. Südlich von Tabora lag einst ein verlassenem Waldort. Die Bewohner zogen fort, da Löwen blühen einiger Morde acht bis zehn Frauen an der Wasserhülle zerissen hatten. Wildschweine und Affen schaden den Feldern und eine Menge Schlangen, giftige und harmlose, sind verstreut. Und es gibt Mücken, die das Fieber bringen, und die gefährliche Tsetse-Fliege, die Erregerin der Schlafkrankheit, die Vernichterin der Rinderherden. Die Arbeit, die die Regenwässer bei uns vertilgen, besorgen dort die über das ganze Gebiet verbreiteten Termiten, während andere Ameisenarten (Wanderameisen) die faulenden Fleckchen hinwegfördern. Gewässer beherbergen oft Krokodile, auch Flugsperde, und an den Uferstreifen haufen Elefanten.

Tabora selbst findet der Europäer nicht gerade schön, immerhin aber äußerst interessant. Nur für afrikanische Verhältnisse ist es eine Stadt. Sie liegt in einer wägen, von kleinen Bodenwellen unterbrochenen Senkung; gegen Westen begrenzen mößige Höhenzüge den Horizont. Dattel- und Kofospalmen wachsen verstreut sowie der sogenannte Mangobaum, den die Araber aus Indien nach Ostafrika verpflanzten. Die Stadt zählt jetzt 80.000 Einwohner, meist Wanjamweesi und Osetuma, weshalb sie vorwiegend negerhütten besitzt. Die wenigen Steinhäuser, nach Taboras Glanzzeit entstammend, gehören Arabern und Juden. Das seltsame Gemisch arabischer Geschäfte, Bafara, Lehmhäuser, Kaudhütten der Wanjamweesi mit pilzen Dache und die Hochwertigkeiten

dort lebender Rassenleute geben der Siedlung ein eigenartiges Gepräge. Die stets wechselnde Bevölkerung bringt hiesiges Gewoge in die Stadt, aber ist täglich fünfmal von acht Moscheen der fromme Ruf zum Gebet erschallt. Bis weit in die Kerne schließen sich an Tabora blühende Gärten und Felder, Landhäuser der Araber und kleine Dörfer. Städtischen Charakter verleihen eigentlich doch die Faktoreien der europäischen Kaufleute, die apostolischen Gebäude, das Hospital, besonders der imposante Bau der „Gema“ (Festung), die den Eingeborenen als unheimlich gilt.

Tabora ist eine der ältesten und wichtigsten, historischsten Niederlassungen. Ihren Namen verdankt die Stadt einem im 16. Jahrhundert ins zentralafrikanische Seengebiet vorgebrungenen, gleichnamigen Portugiesen. Ende des vergangenen Jahrhunderts war sie der Mittelpunkt des Sklaven- und Elfenbeinhandels, den die Araber zwischen den großen Seen Innerafrikas und der Ostküste betrieben. Weltbekannt aber war der Platz wegen des Handels mit „schwarzem Eisenstein“, wie die Sklaven genannt wurden. Nebenbetrieb war der „weiße, echte Elfenbeinhandel“, der seinen Weg vermittelte Sklavenkarawanen zur Küste gen Sansibar nahm.

Glücklicherweise legte die deutsche Herrschaft, die die immer noch angelegenen Araber lag behandelte, dem schlammigen Handel ein Ende. Doch Tabora verlor viel seiner einstigen Macht, trotz des Fortbestandes der Handelskarawanen und des europäischen Verkehrs. Nun wurde neben Elfenbein auch Kautschuk und Wachs transportiert. Den Kleinhandel übernahmen die dort lebenden Indier, die ihren ausgeprägten Erwerbssinn folgend, sofort da eintrafen, wo Verdienst sich zeigte. Sie verstanden es meisterhaft, den Eingeborenen das Eigentum billig abzurücken, ihre Arbeitskräfte auszunutzen. Obwohl Taboras Glanzzeit längst geulnen, hofften die Deutschen, da die Zentralbahn 1912 die Stadt erreichte, sie würde ein wichtiger Knotenpunkt des Handels werden und seine frühere Stellung als Metropole wiedergewinnen. Doch der Krieg unterbrach diese friedliche Entwicklung, und heute sind die Engländer die Herren des Landes.

